

disturbed by Corona

Protokoll der transdisziplinären Werkstatt von tanzbuero salzburg

Von Miriam Ljubijankic

Am 16. und 17. Oktober 2020 beschäftigten sich zehn TeilnehmerInnen aus verschiedenen Disziplinen mit dem, was das Leben, Arbeiten und Kunstschaffen in den letzten Monaten coronabedingt verändert hat. Ausgangspunkt war die Betrachtung der Störung in ihrer Ambivalenz zwischen Ermöglichung und Zerstörung. Ort des gemeinsamen Denkens war ein via Zoom modellierter Raum, da einige TeilnehmerInnen coronabedingt nicht nach Salzburg reisen konnten.

Mit: Lisa Hinterreithner (Künstlerin und Performerin), Christian Winkler (Autor), Elfi Eberhard (Kulturmanagerin), Magdalena Chowaniec (Tänzerin, Performerin, Choreografin, Sängerin und Kämpferin), Marlies Pillhofer (Kulturmanagerin und Dramaturgin), Stefan Nowotny (Philosoph) via Zoom, Felix Mathias Ott (Choreograph und Tänzer) via Zoom, Chris Standfest (Performerin, Dramaturgin und Kuratorin) via Zoom, Ingrid Vranken (Dramaturgin, Kuratorin, Künstlerin) via Zoom und Miriam Ljubijankic (Musik- und Tanzwissenschaftlerin)

Der erste Tag war geprägt von den Mini Lectures von Stefan Nowotny zur Verortung des Begriffs der Störung. Am zweiten Tag verbanden die

TeilnehmerInnen ihr „pandemisches Wissen“ zu einer Narration der Störung: eine rationale Momentaufnahme der Irrationalität, die sich rhizomartig ergänzt oder konfrontiert, und dabei kontinuierlich wuchs.

Tag 1

Vorspann Part I: Verschiebung der Perspektive

Zur Eröffnung des gemeinsamen Denkens präsentierte Stefan die Idee, eine Verbindung zwischen weit ausholenden Gedanken und dem, was uns auf intimster Ebene affiziert herzustellen. Dabei wollte er vom Begriff der Störung ausgehen und dabei einen Ball aufnehmen, den ihm Lisa schon im Vorhinein zugespielt hatte, indem sie das Buch der Antrophologin Anna Lowenhaupt Tsings *The Mushroom at the Er the World: On the Possibility of Life in Capitalist Ruins* in die Vorbereitung der Werkstatt einbrachte. Die Überlegungen zum Begriff der Störung sollten im Weiteren mit Fragen der Gesundheit und Krankheit sowie deren Polarität verknüpft werden, wobei sich Stefan in diesem Aspekt auf Definitionen der WHO, sowie auf Georges Canguilhems *On the Normal and the Pathological* bezog und diese als Einleitung zur ersten Diskussion besprach. Als Vorspann zum ersten Teil der Gedankenwerkstatt zeigte Stefan die Schlussequenz des Films *Contagion* von Steven Soderbergh aus dem Jahr 2011. Ein Film, der beinahe erschreckend aktuell ist, wird doch die Geschichte eines Pandemieausbruchs erzählt, der seinen Ausgang in der Rückkehr einer

Geschäftsreisenden aus Hongkong, der Patientin O, nimmt. In der Schlussequenz des Films wird eine Störungskette gezeigt, die dem Ausbruch der Pandemie zugrunde liegt: Wälder werden von einer großen Firma gerodet, dadurch Fledermäuse, die den Krankheitsträger in sich haben, aus ihrem Lebensraum verdrängt. Die Tiere kommen näher an von Menschen besiedelte Gebiete heran und schließlich konsumiert Patientin O, die für diesen Konzern arbeitet, von dem Virus infiziertes Fleisch und wird damit zum Indexfall.

Stefan hob nach dieser Schlussequenz zwei Zusammenhänge hervor, die er als bemerkenswert wahrnimmt. Zum einen den zwischen dem menschlichen und nichtmenschlichen Leben. So besteht die erste Störung in der Rodung des Waldes, aufgrund derer die Fledermäuse aus ihrem Lebensraum vertrieben werden. Als zweiten Zusammenhang führte Stefan den zwischen Aktivität und Passivität an. Er sieht auf allen Ebenen und im Laufe der gesamten Handlung die Frage nach diesem Zusammenhang. Als Beispiel dafür nannte er etwa die Zerstörung des Waldes als aktives Handeln, aus dem mehr passives Leiden entsteht. Dazu muss man wissen, dass Stefan Passivität nicht als das reine Nichthandeln versteht, sondern vorausschickte, dass er Passivität auch immer als ein Leiden denkt, was ich einen besonders spannenden Ansatz finde. Viele neue Betrachtungsweisen eröffnen sich durch die Verschiebung der Perspektive in diesem Sinne: ein kurzer Blick durch das Fenster dieses Denkens, indem ich überlegt habe, was ich alles als

passiv bezeichne – ob nun an mir selbst, an anderen oder dem Weltgeschehen – und erkenne, was sich alles verschiebt, wenn Passivität plötzlich als ein Leiden gedacht wird.

Einstieg I: Besprechung und Überlegungen zu Anna Lowenhaupt Tsings *The Mushroom at the End of the World* und Georges Canguilhem's *On the Normal and the Pathological*

Mit diesen ersten Denkanstößen und den Eindrücken der Schlussequenz von *Contagion* im Hinterkopf widmeten wir uns dem ersten Text, einem Auszug aus **Anna Lowenhaupt Tsings *The Mushroom at the End of the World***. Die Anthropologin spricht über den Matsutakepilz und dessen Ökologie sowie dessen Wechselwirkungen mit der Umgebung. Spannend ist, wie die Autorin dies als Abstraktion für das Leben auf den im Titel angesprochenen Ruinen des Kapitalismus sieht.

Vier zentrale Aspekte hob Stefan heraus:

- (1) Die Ambivalenz der Störung
- (2) Die Frage von Perspektivität und dem Gewährsein von Perspektivität
- (3) Der Aspekt, dass es sich bei einer Störung um keine kategoriale, sondern eine existenzielle Frage handelt
- (4) Lowenhaupt Tsings Aussage, dass Störung gewöhnlich sei

Von der Ambivalenz der Störung schreibt Anna Lowenhaupt Tsing exemplarisch:

“Disturbance can renew ecologies as well as destroy them. How terrible a disturbance is depends on many things, including scale. Some disturbances are small: a tree falls in the forest, creating a light gap. Some are huge: a tsunami knocks open a nuclear power plant. Scales of time also matter: short- term damage may be followed by exuberant regrowth. Disturbance opens the terrain for transformative encounters, making new landscape assemblages possible. Humanists, not used to thinking with disturbance, connect the term with damage. But disturbance, as used by ecologists, is not always bad — and not always human“ (Lowenhaupt Tsing, 2015: 160).

„Eine Störung kann Ökologien sowohl erneuern als auch zerstören. Wie schlimm eine Störung ist, hängt von vielen Dingen ab, unter anderem vom Ausmaß. Manche Störungen sind klein: ein Baum fällt im Wald um und schafft eine Lichtlücke. Andere sind riesig: Ein Tsunami reißt ein Atomkraftwerk in die Luft. Auch die zeitliche Dimension spielt eine Rolle: Auf kurzfristige Schäden kann ein üppiges Nachwachsen folgen. Störungen öffnen das Terrain für transformative Begegnungen und machen neue Landschaftszusammensetzungen möglich. Humanisten, die es nicht gewohnt sind, mit Störungen zu denken, verbinden den Begriff mit Schäden. Aber Störung, wie der Begriff von Ökologen verwendet wird, ist nicht immer schlecht - und nicht immer menschlich.“

Der zweite Aspekt, also jener der Perspektivität und dem Bewusstsein über ihr Vorhandensein taucht in der folgenden Passage auf:

“As an analytic tool, disturbance requires awareness of the observer’s perspective— just as with the best tools in social theory“ (Lowenhaupt Tsing, 2015: 161).

„Als analytisches Werkzeug erfordert die Störung ein Bewusstsein für die Perspektive des Beobachters - genau wie bei den besten Werkzeugen der Sozialtheorie.“

Stefan ergänzte, dass Lowenhaupt außerdem darauf hinweist, dass die Relevanz eines bewussten Umgangs mit Perspektivität im Kontext der Störung nicht nur Unterschiede zwischen verschiedenen Spezies betrifft, sondern auch innerhalb einer Spezies essenziell ist. Oft werde auch in Diskussionen zur Thematik Covid 19 generalisiert, etwa bei der Frage, um welche Art einer Störung es sich handelt. Die Unterschiede im Blick zu behalten, war für Stefan von Beginn an sehr wichtig. Wie relevant diese Perspektivität ist, wurde bereits am ersten Werkstatttag klar und wurde am zweiten Tag, an dem wir uns über unsere Erfahrungen in unterschiedlichen Lebenssituationen austauschten, noch viel deutlicher. Es ist trügerisch, von einer rein menschlichen Perspektive auszugehen – und genauso trügerisch wäre es zu glauben, dass es nur eine solche menschliche Perspektive gibt, die auf jedes humane Wesen gleichermaßen zuträfe.

Als dritten Aspekt dieser Lektüre hob Stefan, die Klarstellung hervor, dass es sich um eine existenzielle Frage handelt und nicht um eine kategoriale, wenn von Störung gesprochen wird. Kategorial und existenziell erklärte er anhand von exemplarischen Fragen. So beinhaltet eine kategoriale Frage etwa „ist das eine Störung oder nicht?“ und will aufzeigen, ob ein Ereignis oder ein Umstand unter eine vorgegebene allgemeine Begrifflichkeit fällt. Die existenzielle Frage hingegen möchte Folgendes hervorbringen: „Was sind die neuen Möglichkeiten, Unmöglichkeiten, Zwänge, Zufälle, Wechselfälle, die mit einer Störung einhergehen?“ und bezieht sich dabei auf ein konkretes Leben. Als Beispiel für eine existenzielle Frage im Kontext des Labs führte Stefan dann an, wie eine Anreise zum Lab zu planen wäre, die eine Konfrontation mit neuen, unbekanntem Zufällen und Wechselfällen zu tun gehabt hätte. An dieser Stelle wurde erneut deutlich, wie essenziell die Perspektivität als Konstante präsent ist, denn keine der Fragen hätte generalisiert oder eindeutig beantwortet werden können, sondern ließ sich nur in unmittelbarem Zusammenhang einer bestimmten Perspektive, also in diesem Fall konkreten Existenzen klären. In Anna Lowenhaupt Tsings Worten:

“Disturbance is never a matter of “yes” or “no”; disturbance refers to an open-ended range of unsettling phenomena” (Lowenhaupt Tsing, 2015: 161).

„Störung ist nie eine Frage von ‘ja` oder ‘nein`; Störung bezieht sich auf ein offenes Spektrum von beunruhigenden Phänomenen.“

Der vierte und damit letzte Aspekt, den Stefan für diesen Text ansprach handelt von der Betrachtung von Störung als Regelfall und nicht als Ausnahmefall.

„Raising the question of disturbance does not cut off discussion but opens it.“ (Lowenhaupt Tsing, 2015: 160).

„Das Aufwerfen der Frage der Störung schneidet die Diskussion nicht ab, sondern öffnet sie.“

Stefan plädierte in diesem Zusammenhang dafür, den Moment des Gesprächs über eine Disturbance by Corona „als Möglichkeit € Diskussionseröffnung zu sehen über Störungen, die im Grunde genommen permanent stattfinden, oftmals aber überdeckt sind von einer vermeintlichen Normalität.“ – Je mehr ich darüber nachdenke, umso stärker fällt mir auf, dass es so vieles im Leben gibt, das als Störung betrachtet werden kann, dass ein Moment der Ungestörtheit tatsächlich erst einmal in der Erinnerung gesucht werden muss. Wie oft fällt der Satz „Es kommt doch immer geballt“? Oder „Wenn, dann kommt immer alles zusammen.“ Oder auch die nahezu omnipräsente Aussage: „Irgendetwas ist ja immer“ kam mir in den Sinn.

Das Denken der Störung als Regelfall nutzte Stefan dann auch, um zum nächsten Text des ersten Teils unserer Werkstatt zu kommen – **Georges**

Canguilhems *On the Normal and the Pathological* aus dem Jahr 1978, der die Polarität von Gesundheit und Krankheit thematisiert. Zuvor einigten wir uns auf eine Definition von Gesundheit und nahmen dafür die der WHO:

“Health is a state of complete physical, mental and social well-being.“

„Gesundheit ist ein Zustand des vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens.“

Dabei fiel uns auf, dass nicht näher definiert wird, welche Aspekte unter den Zustand des "well-beings" fallen. Stefans Input zielte darauf ab, unsere Perspektive auf **Gesundheit und Krankheit als dynamisch**

Polarität und das Spannungsfeld, das daraus entsteht zu richten. Als Fokus legte Stefan dabei einen Begriff auf den virtuellen Tisch, den Canguilhem in seiner Schrift prägte – den der Normativität. Diese Normativität sieht Canguilhem aber nicht als Ausdruck von rigiden Normen, sondern er betrachtet sie nahezu als Gegenteil dazu: Als das Vermögen, neue Normen hervorzubringen, was dazu führt, dass einer jeden Norm eine Normativität zugrunde liegt, diese Normen aber auch in Spannung zu Lebensbedingungen stehen und verändert werden können. Zum Normalen und der Normativität hat Stefan ein Zitat aus Canguilhems Conclusion im besprochenen Buch eingebracht:

“If biological forms exist it is because life, as not only object to the environment but also in the organism itself. This is what we call biological normativity“ (Canguilhem, 1978: 137).

„Wenn es biologische Formen gibt, dann deshalb, weil das Leben, nicht nur als Objekt der Umwelt, sondern auch im Organismus selbst. Dies ist, was wir biologische Normativität nennen.“

Im Hinblick auf den Begriff der Krankheit als Pol einer Dynamik erklärte uns Stefan, dass die Normativität an Relevanz gewinnt, da es im Krankheitsfall auch darum gehen kann, neue Normen zu entwickeln und annehmen zu können und zitierte in diesem Zusammenhang erneut Canguilhem:

„Without being absurd, the pathological state can be called normal to the extent that it expresses a relationship to life’s normativity. But without being absurd this normal could not be termed identical to the normal physiological state because we are dealing with other norms. The abnormal is not such because of the absence of normality. There is no life whatsoever without norms of life, and the morbid state is always a certain mode of living“ (Canguilhem, 1978: 137).

"Ohne absurd zu sein, kann der pathologische Zustand insofern normal genannt werden, als er eine Beziehung zur Normativität des Lebens ausdrückt. Aber ohne absurd zu sein, kann dieses Normale nicht als identisch mit dem normalen physiologischen Zustand bezeichnet werden, weil wir es mit anderen Normen zu tun haben. Das Abnormale ist kein solches wegen der Abwesenheit von Normalität. Es gibt

überhaupt kein Leben ohne Lebensnormen, und der krankhafte Zustand ist immer eine bestimmte Art zu leben."

Stefan stellte die Frage in den Raum, **wie sich diese Normen und Normativität zu sozialen Normen und sozialkritischen Theorien und Phänomenen der Pathologisierung verhalten**. Er schlug dabei vor, sich die Problematik bewusst zu machen, dass nach Canguilhem's Begriffen gedacht eine Art von verordneter, sozialer Norm, die alles außerhalb davon pathologisiert, keinen Raum für Normgebung und Normhervorbringung anderer Lebensformen lässt und daher hier auch das Phänomen sozial induzierter Krankheiten und Leidensformen verortet werden kann. Diese Idee führte er mit einer weiteren Definition der WHO zusammen, die zu 'mental health' schreibt:

"Mental health is a state of well-being in which an individual realizes his or her own abilities, can cope with the normal stresses of life, can work productively and is able to make a contribution to his or her community"

(<https://www.who.int/news-room/fact-sheets/detail/mental-health-strengthening-our-response>).

„Psychische Gesundheit ist ein Zustand des Wohlbefindens, in dem ein Individuum seine eigenen Fähigkeiten erkennt, mit den normalen Belastungen des Lebens umgehen und produktiv arbeiten kann und in der Lage ist, einen Beitrag zu seiner Gemeinschaft zu leisten."

Hier stellte sich der Gruppe die Frage, was solche normalen Stressfaktoren des Lebens sind, von denen die WHO spricht und wie ein solcher Stress durch Transformationen von Lebensbedingungen beeinflusst und verändert wird. Wie weit wird so etwas berücksichtigt? Es wäre doch absurd, Stressfaktoren zu generalisieren und hier die Perspektivität, die existenzielle Frage nach konkreten Leben und Lebensumständen außen vor zu lassen, oder nicht?

Offene Gesprächsrunde - Collage der Gedanken Part I

Chris thematisierte zunächst die Frage, inwiefern eine **Verschiebung in der Arbeitswelt**, aber auch in der Selbstbeobachtung passieren kann, wenn die Aussage „wenn ihr krank seid, bleibt zu Hause und kuschelt euch aus“ in „wenn ihr Symptome habt, geht ins Home-Office“ gewandelt wird.

Außerdem teilte sie auch Gedanken zu der Thematisierung von **healing, care and cure** (Heilung, Pflege und Heilung) wie sie im Diskurs in den Performing Arts präsent ist.

„Wie denkt man da über die Fragen von einer Zeitlichkeit nach? [...] Denken wir da in Vorstellungen von vorher und nachher? Was ist eigentlich eine Cure in diesem Kontext?“

Dabei bezog sie sich auf einen Textauszug von Canguilhem:

“Cure is the reconquest of a state of stability of physiological forms. It is all the closer to health or disease as this stability is more or less open

to eventual change. In any case no cure is a return to physiological innocence“ (Canguilhem, 1978: 137).

„Heilung ist die Rückeroberung eines Zustandes der Stabilität physiologischer Formen. Sie ist um so näher an Gesundheit oder Krankheit, als diese Stabilität mehr oder weniger offen für eventuelle Veränderungen ist. In jedem Fall ist Heilung nie die Rückkehr zur physiologischen Unschuld.“

Darüber hinaus fragte sie auch nach **Diversitymanagement** im Zusammenhang mit der Frage von Normpathologisierung und danach, ob aus Canguilhem ein nahtloser Übergang zu Diversity geschaffen werden kann, oder ob es Zwischenkämpfe brauche, um den Normprozess in Gang zu bringen. Stefan stimmte Chris hierin zu hob hervor, dass die Spannung zwischen physiologischen Normativitätsbegriffen und der sozialen Ebene von Normen oftmals ein sehr unreflektierter, liberaler, kategorisierender Begriff von Inklusion ist.

Ingrid fragte sich:

„Wie können wir den Cure schon erkennen, der jetzt schon da ist? Wie können wir in dieses think present gehen, wo wir immer krank und cure gleichzeitig sind?“

Wenig später fragte sie auch nach der **Relation von Störung und Kontagminierung**, und meinte mit letzterem einen weiteren Terminus aus Anna Lowenhaupt Tsings Buch. Dazu sagte sie: “We are constantly

contaminating each other.“ – „Wir kontaminieren uns ständig gegenseitig.“

Außerdem sprach Ingrid an, dass sie **Zufall und Zufälligkeit** als etwas sehr Wichtiges empfindet und es in ihrer Wahrnehmung im Moment zu wenig davon gibt. Durch all die Regeln wird das Prinzip der Zufälligkeit ausgehebelt, wie eine ungeplante Begegnung auf der Straße oder auf Reisen. Sie fragte sich: Wie können Konditionen für Zufall kreiert und dargestellt werden?

Magda warf die Fragen auf: **Für wen ist diese Störung durch Covid 19 tatsächlich eine Störung?** Wie wird sie von Menschen wahrgenommen, die daran gewöhnt sind, ihren Alltag Improvisation aufzubauen?

Außerdem griff sie auf einen Satz zurück, der für Magda, aber auch für viele andere, mich inkludiert, am Anfang des Pandemieausbruchs ein Leitsatz hätte sein können: “To be cured is to be given new forms of life, sometimes superior to the old ones“ (Canguilhem, 1978: 137) – „Geheilt zu werden bedeutet, neue Lebensformen zu erhalten, die manchmal den alten überlegen sind.“ Magda merkte an, dass diese zu Beginn hoffnungsvolle Position bei ihr in den letzten Monaten verloren gegangen sei. Umgangsformen mit Covid 19 im Kongo haben ihr mehr Hoffnung gegeben als europäische Strategien.

Magda teilte darüber hinaus ihren Gedanken, dass sie gerne sehen würde, **wie gerade Menschen, die im Moment exkludiert sind (Risikogruppe) in die Konzeption neuer Normen eingebunden werden**, nimmt aber im Gegenteil eine größere Exklusion wahr:

„Für mich ist das Symptom nicht der Husten und die Lungenentzündung. Es ist Entzündung. An etwas anderem aber: an dem ganzen System. Und diese Symptome wirken für mich total stark.“

Stefan thematisierte den **Symptombegriff und dessen indikativem Charakter**. Weiterführend ging er darauf ein, dass insbesondere eine Pandemiesituation die Problematik in sich trägt, durch die Konzentration auf Symptome zweierlei Einschränkungen zu riskieren. Zum einen, andere Krankheiten mit denselben Symptomen nicht erkennen und zum anderen Symptome, die nicht unmittelbar mit dieser Erkrankung zusammenhängen, nicht wahrzunehmen.

Lisa erläuterte den von Ingrid eingebrachten **Begriff der Kontamination** näher und erklärte, dass Tsing in diesem Kontext darauf eingeht, wie etwas, das für eine Gattung wie einen Käfer optimale Bedingungen darstellt, für die andere Gattung, etwa den Baum, eine Kontamination bedeutet. In diesem Zusammenhang kommt dann eine dritte Gattung ins Spiel. Dabei kann es sich um einen Pilz, einen Menschen, einen Farn und vieles andere handeln. Tsing thematisiert dies anhand von Wald. **Eine Störung ist immer ein Gefüge von**

unterschiedlichsten Perspektiven und Positionen und daraus entsteht etwas Neues. Es geht um den Prozess von Zerstörung, Störung und Produktion und Zufälligkeit. In diesem Kontext schilderte Lisa auch ihre persönliche Wahrnehmung wie folgt: Je höher die Infektionszahlen nach oben gehen, desto mehr ist sie in der eigenen lokalen menschlichen Perspektive gefangen; desto weniger macht der Kopf sich frei und desto schwieriger wird es für sie, sich darüber zu freuen, dass es für viele Lebewesen auf der Erde die tollste Zeit seit Jahrzehnten gewesen sein wird.

„Die Unmöglichkeit, wenn ich von mir selbst spreche, die Multiperspektive aufrecht zu erhalten und mich nicht in die Panik der human perspective immer wieder eingeschlossen zu fühlen, wenn ich mich nicht gerade genau darauf konzentriere, empfinde ich als große Herausforderung.“

Auf Ingrid's und Magda's Ausführungen zum Zufall reagierte Lisa mit weiteren offenen Fragen:

„Wie wird denn das unsere Arbeit, das was wir sozusagen entwickeln werden als kulturelle Projekte oder als Kunstprojekte beeinflussen? Wie verändert das jetzt nicht nur die Kommunikation hier und unsere Körperlichkeit, sondern wie verändert es auch die Projekte oder die Arbeiten, die wir entwickeln in und aus dieser Zeit?“

Elfi sprach in diesem Kontext an, dass auch die räumliche Grenze und die Unmöglichkeit zu Reisen sehr viel in den Kunstproduktionsprozessen verändern werde.

Vorspann Part II: Die Unheimlichkeiten des Unbekannten

In der zweiten Minilecture ging es Stefan darum, sich mit dem Virus und dessen ontologischen Status zwischen Leben und Nichtleben auseinanderzusetzen und dabei unter anderem einen Kontext mit zeitgenössischen Überlegungen aus der politischen Theorie herzustellen. Grundlage dieses Inputs ist *Geontologies. A Requiem to late Liberalism*. von Elizabeth A. Povinelli. Stefan begann mit Frage, welche abstrakten Kräfte auf uns einwirken, denn genau das sei das Virus seines Erachtens nach: eine Ungreifbarkeit und eine abstrakte Kraft. Dies erinnerte ihn an **Mark Fisher und die von ihm geprägten Begriffe “The Weird and the Eary”**: “The Weird“ ist bei Fisher eine Figur des Unheimlichen, die mit Affekten der Nichtzugehörigkeit zu tun hat. “The Eary“ wird als ein unheimlicher Schrei verstanden, wobei die Unheimlichkeit dahinter darin liegt, dass die Quelle der Tätigkeit unbekannt ist.

Ein wichtiger Terminus war für Stefan jener der **“One Health“**. Der Begriff “One Health“ bezieht sich auf die Überschneidung von Fragen,

die einerseits menschliche Gesundheit betreffen, aber andererseits auch Gesundheit von Tieren und die „Umweltgesundheit“. Er wird gegenwärtig in Bereichen der Nahrungssicherheit, die Kontrolle von Zoonosen (Krankheiten, die sich zwischen Tieren und Menschen verbreiten können, also auch Viren) und Bekämpfung von Antibiotikaresistenz relevant. Stefan stellte hierzu die offene Frage:

„Wie lässt sich so etwas wie eine Gesundheit denken, die gar nicht mehr den physiologischen Rahmen betrifft, weil es nicht um Gesundheit von Lebewesen geht, sondern um eine Gesundheit in einer Verknüpfung von verschiedenen Formen von Leben aber auch Nichtleben?“

Dem Text von Elizabeth Povinelli näherte sich Stefan dann vor a über ihren **Begriff der Geontomacht** und Perspektivierung des Virus als eine von drei Figuren, die laut Povinelli charakteristisch für Geontomacht sind, an.

Exkurs in die Begriffsgeschichte der Geontomacht. Stefan verwies auf die von Michel Foucault geprägten Begriffe Biopolitik/Biomacht und erläuterte dessen Formel von souveräner Macht zu Biomacht. Darin wird souverän als „Sterben zu machen und leben zu lassen“ und Biomacht als „Leben zu machen und sterben zu lassen“ gedacht. Weitere Namen, von denen dieser Begriff diskutiert wurde: Giorgio Agamben mit historischem Zugang zu Biopolitik als politikbegründend seit europäischer Antike, Achille Mbembe mit Negropolitik. Laut Stefan

bedeutet das, **Leben als politisch produktiv wahrzunehmen**, woraus weitere Implikationen hervorgehen, wie etwa die Wahrnehmung von sozialen Lebensformen als Bevölkerungen, die Wahrnehmung dieser als ökonomischen Wohlstand erzeugend, Geburtenraten, Sterberaten, Bevölkerungsentwicklungen, Aufmerksamkeit auf alle Arten von Katastrophen: Naturkatastrophen, aber auch Krankheiten. Als konkretes Beispiel bezog sich Stefan auf eigene Überlegungen im Frühjahr 2020 in der Situation des beginnenden ersten Lockdowns im unmittelbaren Zusammenhang mit der verzögerten Reaktion der UK in der Maßnahmensetzung vor dem Hintergrund der Idee der Herdenimmunität. Als beschäftigenden Faktor vor dem Hintergrund der Biopolitik sprach Stefan zwei Aspekte an: Die Balance zwischen dem Schutz von menschlichem Leben zum einen im Zusammenhang mit direkten Erkrankungen, und den ökonomischen Faktoren auf der anderen Seite als Schutz des ökonomischen Zusammenhangs, der wiederum mit indirekten sozialen und individuellen Krankheitseffekten zusammenhängt. So zeigt eine Studie der WHO zur mentalen Gesundheit, dass die ohnehin global angespannte Lage der psychischen Gesundheit durch steigende Infektionszahlen zum Zeitpunkt des Labs längst zum volkswirtschaftlichen Faktor geworden sei.

Mir schien schon dies absurd genug, doch es sollte noch bizarrer kommen: die volkswirtschaftlichen Verluste seien größer als es die Ausgaben in Unterstützungseinrichtungen oder therapeutischen

Formen wären. Je länger ich darüber nachdenke, umso weniger begreifbar scheint es mir, dass die Welt so funktionieren soll. Umso schwerer fällt es mir zu akzeptieren und zu tolerieren, wie ausgeliefert und abhängig Existenzen sein können.

Einstieg II: Besprechung und Überlegungen zu Elizabeth A. Povinellis *Geontologies. A Requiem to Late Liberalism*

Diese Überlegungen und Informationen sollten als Hintergrund zu Povinellis Text dienen. Danach zeigte uns Stefan erneut einen Filmausschnitt. Diesmal handelte es sich um ein **Projekt des Karrabing Film Collective, ein indigenes Filmkollektiv im Norden Australiens**. Elisabeth Povinelli arbeitet eng mit dem Kollektiv zusammen. In gezeigten Clip ging es um die Lebensbedingungen in einem Land, das durch kapitalistische Wirtschaftsformen den indigenen Leuten entzogen wird und gleichzeitig als kapitalistischer Ruin verhandelt wird. Bei Karrabings Filmproduktionen geht es laut Stefan stets darum, andere Subjektivierungs- und Wahrnehmungsebenen, sowie ihre Verknüpfungen mit anderen Sozialitäten und den Bezug zum Land filmisch abzuhandeln.

Zurück zu Povinelli und der Geontomacht: Der Begriff zielt darauf ab, die politischen Fragen nicht auf Fragen des Lebens zu reduzieren, sondern die Tatsache, dass Macht auch eine **Macht über die Differenz zwischen Leben und Nichtleben** ist, mit in die Reflexion über

Machtformen und Kräfte, mit denen wir leben, aufzunehmen. Des Weiteren schreibt die Anthropologin in diesem Text auch darüber, wie die Differenz jeweils gezogen wird und wie das, was als Leben und Nichtleben betrachtet wird, politisch geformt wird:

"Geontopower does not operate through the governance of life and the tactics of death but is rather a set of discourse, affects and tactics used in late liberalism to maintain or shape the coming relationship of the distinction between Life and Nonlife" (Povinelli, 2016: 4).

„Geontomacht operiert nicht durch die Herrschaft des Lebens und die Taktik des Todes, sondern ist vielmehr ein Set von Diskursen, Affekten und Taktiken, die im Spätliberalismus verwendet werden, um das kommende Verhältnis der Unterscheidung zwischen Leben und Nichtleben aufrechtzuerhalten oder zu gestalten.“

Er sprach weiterhin die von Povinelli angeführte "biontological enclosure of existence" – „biontologische Einhausung der Existenz" an. Dabei wird alles, was als Nichtleben, als träge Materie und dementsprechend als ausbeutbar gedacht wird, exkludiert. Povinelli selbst spricht dieses Prinzip auch im Zusammenhang mit Klimawandel an und öffnet damit ein Thema und eine Krise, die nicht ausschließlich als zum Leben gehörig betrachtet werden kann. Vielmehr fordert sie dazu auf, den Zusammenhang zwischen Leben und Nichtleben und die Machtformen, die diese darin zu verortender Differenz selbst definieren, zu bedenken. **Povinelli verfolgt in ihrer Schrift die**

Strategie, drei zentrale geontologische Figuren zu verfolgen: Die Wüste, den Animismus und das Virus. Die Wüste steht dabei für Fantasien und Imaginarien der Nutzbarmachung des Nichtlebendigen sowie Begehrlichkeiten von wertvollen Rohstoffen. So schreibt Povinelli, dass das zentrale Imaginäre der Wüste die Kohle sei. Das Verhältnis zwischen Leben und Nichtleben und die Artikulierung eines bestimmten Machtmodus, der über die Definition des Verhältnisses so verläuft, dass die Wüste als Raum imaginiert wird, in dem Leben war, nicht mehr ist, aber möglicherweise wieder sein kann und vor allem durch bestimmte menschliche Aktivitäten wieder hervorgebracht werden kann.

Als Animismus wird die Haltung gedacht, die unter Zurückweisung vitalistischer theoretischer Positionen die Haltung, die verleugnet, dass es einen Unterschied zwischen Leben und Nichtleben überhaupt gibt unter Bezugnahme auf Animismus bei indigenen Lebensformen, denen zufolge alles belebt und beseelt ist.

Povinelli will dabei auf die Differenz zwischen Leben und Nichtleben achten und kommt darüber zum Virus, das medizingeschichtlich für lange Zeit nicht konzeptualisiert oder sichtbar war. Seine Sichtbarkeit wurde vor allem durch seine Effekte erlangt, bevor es durch Technologien der Sichtbarmachung wie etwa dem Mikroskop möglich wurde.

Stefan sprach außerdem einen interessanten **Unterschied zwischen Virus und Bakterium** an, der die Differenz zwischen Leben und Nichtleben betrifft: Bakterien werden eindeutig als Lebensform gesehen, Viren sind ontologisch hingegen zwischen Leben und Nichtleben zu verorten. Um diese verorten zu können braucht es bestimmte Kriterien, die definieren, was als Leben betrachtet wird und was nicht. Eines der zentralen Kriterium weisen Viren nicht vor: Einen Metabolismus und damit die Möglichkeit einer unabhängigen Existenz und Reproduktion. Als lebensnahe Aspekte des Virus können die Reproduktion, aber auch die Evolutionsfähigkeit über die Reproduktion betrachtet werden, wobei sie hier wiederum auf Wirtszellen angewiesen sind. Auf biologische und mikrobiologische Fragen ontologischen Status des Virus bezieht sich Povinelli auch im folgenden Auszug ihres Textes:

"The Virus is the figure for that which seeks to disrupt the current arrangements of Life and Nonlife by claiming that it is a difference that makes no difference not because all is alive, vital, and potent, nor because all is inert, replicative, unmoving, inert, dormant, and enduring. Because the division of Life and Nonlife does not define or contain the Virus, it can use and ignore this division for the sole purpose of diverting the energies of arrangements of existence in order to extend itself. The Virus copies, duplicates, and lies ormant even as it continually adjusts to, experiments with, and tests its circumstances. It confuses and levels the difference between Life and Nonlife while

carefully taking advantage of the minutest aspects of their differentiation“ (Povinelli, 2016: 18).

„Der Virus ist die Figur für das, was die gegenwärtigen Anordnungen von Leben und Nichtleben zu stören sucht, indem es behauptet, dass es ein Unterschied ist, der keinen Unterschied macht, nicht weil alles lebendig, vital und potent ist, sondern weil alles träge, replikativ, unbeweglich, inert, ruhend und beständig ist. Weil die Trennung von Leben und Nichtleben den Virus nicht definiert oder einschränkt, kann er diese Trennung zu dem einzigen Zweck nutzen und ignorieren, die Energien der Existenzordnung umzuleiten, um sich selbst zu erweitern. Der Virus kopiert, dupliziert und lügt, während er sich ständig an seine Umstände anpasst, mit ihnen experimentiert und sie testet. Er verwirrt und nivelliert den Unterschied zwischen Leben und Nichtleben während er sorgfältig die kleinsten Aspekte ihrer Differenzierung ausnutzt.“ (Povinelli, 2016: 18)

Stefan verknüpfte diese Textstelle mit Tsings Begriff der Störung und dachte das Virus als Agenten der Störung. Im Hinblick auf ökologische Fragen und "One Health" stellte Stefan die offene Überlegung ohne Antwort in den Raum, ob diese Dreiteilung in menschlich, tierisch und Umwelt ausreichend ist, denn gerade das Virus stellt eine Zwischenform dar, die mit einer Handlungsmacht verbunden ist. Im zweiten Teil sollte deshalb tatsächlich über die Macht eines Virus nachgedacht werden, das in Stefans Augen auch im Zusammenhang

mit anderen abstrakten Kräften gesehen werden sollte, die auf unsere Leben wirken.

Offene Gesprächsrunde - Collage der Gedanken Part II

Chris stellte die Frage, ob Povinelli vom Virus in doppelter Denkweise spricht: als tatsächliches Virus, aber auch figurativ auf kultureller Ebene, wie etwa bei der kulturellen Figur des Zombies.

In Bezugnahme auf den Text fragte sie, ob es überhaupt nützlich sei, im Sinne von Erfolg zu denken. Sie griff auf, dass Povinelli von Agency und Intentionalität schrieb und wollte wissen, was jeweils gemeint sei: “of non human life” oder “Nonlife”:

“Wie können wir nach wie vor handeln - künstlerisch, politisch, menschlich, im daily life ... und uns nichts desto trotz sich so verteilen?”

Stefan bestätigte Chris darin, dass Povinelli tatsächlich von beidem spricht. Er sah in der nicht ausreichenden Klärung der Mehrdeutigkeit auch eine Problematik des Textes.

Auf **Magdas** Rückfrage zum Text und der **Rolle des Virus als positiv oder negativ** ging Stefan ein, indem er erklärte, dass er im ökologischen Sinne denke, dass sich die Frage gut oder schlecht analog beantworten lässt, wie Anna Tsingh über Störung nachdenkt: Nicht alle

Lebewesen erkranken an einem Virus. 1,8 Millionen Arten sind als Träger von Viren bekannt, aber bei weitem nicht alle erkranken daran. Gerade Covid 19 zeigt auf, dass auch innerhalb einer Spezies noch Differenzen auftreten - Infektion ohne Symptome, ohne Krankheit.

Die zweite Ebene hat mit den Imaginarien zu tun. Die **Frage des Terrorpotenzials** kam auf. Stefan dachte dabei daran, was passiert wäre, wenn der erste menschliche Erkrankungsfall nicht in China, sondern im Iran aufgetreten wäre. Er greift die Frage nach der Verknüpfung von Biosicherheit und Geosicherheit auf, die Povinelli im Text stellt: Niemand weiß, wie lange Covid 19 uns begleitet, wie sich langfristig Politiken entwickeln, welche weiteren Epidemien aufkommen, die sich auf Waldrodungen zurückführen lassen, Womöglich entwickeln sich Sicherheitspolitiken, die mit der Abschließung von Land zu tun haben. Als bereits präzise Beispiele nannte er selbst Sylt und Chris ergänzte Neuseeland.

Felix' Frage nach der **Intelligenz des Virus** beantwortete Stefan, indem er unterschiedliche Viren anführte. Ebola etwa hat diese Intelligenz nicht, weil manche Ebolaviren zu schnell ihren Wirtsorganismus töteten, was auch das Ende der Verbreitung und des Virus bedeutete. Andererseits stand aber genau der Punkt der Evolutionsfähigkeit von Viren, die dazu führt, dass Viren lernen und sich an die Möglichkeiten der Verbreitung und Übertragung anzupassen, im Gespräch.

Magda sprach über das **Virus als Division zwischen Leben und Nichtleben**. Es erinnerte sie an eine übernatürliche, unsichtbare Macht, die immer da ist und nur durch eine Pandemie spürbar gemacht wird. Sie dachte dabei insbesondere an die Ebolapandemie. Sie musste außerdem an **Science-Fiction** denken, wo das Virusthema fast immer zu robotischen, posthumanistischen Wesen führt – Viren als new technologies. Diese posthumanistischen Wesen, die in ihrer Darstellung und Narration oftmals unkontrollierbar werden. Sie stellte nun die Frage, ob das Virus weiß, wo er sich hin entwickelt, was mit ihm passiert, oder ob dies zufällig passiere. Sie hatte darüber hinaus **Assoziationen mit Geistern im Zusammenhang mit Leben und Tod als abstrakte, unsichtbare Mächte**.

In einer weiteren Rückfrage zum Text thematisierte Magda, ob es auch darum gehe, dass das Virus von der politischen Seite manipuliert werde. Sie sprach auch von dem **Virus als Terrorist**, von terroristischen Attacken, als Werkzeug der Macht.

Magda teilte außerdem den Gedanken mit uns, dass ein Virus einfach nur ein **Opportunist** sei, der keinen eigenen Willen hat und nicht steuern kann, was er sich da jetzt gerade vornimmt.

Später brachte sie den Punkt auf, dass die Narration der Übertragung tierischer Viren auf den Menschen immer die gleiche sei („Die Natur schlägt zurück.“) und zeigte ein kaputtes System auf. Dabei stellte sie

sich die Fragen: **Gibt es einen kollektiven Erzeuger des Virus?** Sind wir vielleicht alle Schuld daran, dass dieses Virus zustande kommt?

Ingrid konnte an Magdas Assoziation mit Geistern anknüpfen, denn sie arbeitet mit Pflanzen und ist außerdem auch, wie Stefan, von Mark Fisher inspiriert: Was ist die **Relation zwischen Sichtbarkeit, Unsichtbarkeit und Macht?** Wie kann etwas Unsichtbares in die Sichtbarkeit gebracht werden? Sie dachte hier im Speziellen an das **politische Potenzial der Geister und des Unsichtbaren.** „Was könnte eine Taktik der Unsichtbarkeit sein, um wieder Macht zu nehmen?“ Sie ordnete die Sichtbarkeit als womöglich falsche Taktik ein.

Außerdem brachte sie den **Begriff der Sympoiesis von Donna Hara** ein.

“It’s not nature fighting back but it’s a sympoiesis of a new situation that has been co-created”.

„Es ist nicht die Natur, die sich wehrt, sondern eine Sympoiesis einer neuen Situation, die miterschaffen wurde.“

Mit der Ansicht, die Natur schlage zurück, geben wir unsere eigene Verantwortung ab. Ingrid sieht eine Notwendigkeit, sich im täglichen Leben der Sympoiesis bewusst zu sein. Künstlerische Praxis könne viel daraus machen, denn KünstlerInnen wissen schon, was es bedeutet, zusammen zu kreieren. „Wir haben die Taktik schon, wir müssen es nur erkennen und die Wörter können dabei helfen.“

Felix kam auf die Frage nach der **Intelligenz des Virus** zurück. Diese sei angeordnet in einem Bereich des Undefinierten. Symptomfreie Verläufe von Infektionen sind für Ausbreitung genial. Ist eine Information im Virus gespeichert, die ihn sehr effektiv macht? Gilt das generell für Viren?

Er stellte darüber hinaus die Theorie auf, dass ein erfolgreiches Virus jenes ist, das nicht tötet und schnellstmöglich alle infiziert, woraufhin Stefan auf die Relevanz der Perspektivität verwies, sobald es um die Frage danach gehe, ob ein Virus böse sei.

Christian erzählte, dass ihm von einem Virologen erklärt worden sei, dass wir gut beraten wären, Viren weniger mit Metaphern aus Biologie zu fassen, sondern mehr aus der Terminologie der Computertechnik, da ein Virus letztlich eine leblose Information, ein Protokoll, ein Programm sei, das abläuft. Es braucht dafür den Wirt. Das Virus sei etwas viel Technischeres als wir es uns vorstellen, wenn wir Metaphern aus dem Bereich des Lebens oder der Biologie verwenden. Dies mache es zwar nicht verständlicher, aber einfacher, sich zu distanzieren, wobei Magda dagegenstellte, dass Computerviren geschaffen werden, sich Viren aber von selbst formen. Daraufhin brachte Christian die Theorie auf, dass die Natur einen Virus entwickelt, der eine Lebensform zurückdrängt, die sich zu sehr ausgebreitet hat. Es stelle sich die Frage, wer ein Computervirus entwickelt und welche Funktion dieses hat; ob der Natur so viel Willen zugeschrieben werden

kann, wie es etwa in der Gaiatheorie passiert. Ss sein kann, dass der Mensch zu viel Lebensraum genommen hat und die Natur mit dem Virus zurückschlägt. Er sah aber die Möglichkeit, das **Virus als Protokoll** zu sehen.

Ich wies auf Termini hin, die im Kontext mit Covid 19 oft verwendet werden und auf Kampf, Krieg etc. verweisen: Taktik, Kampf, Strategie,. Sympoiesis geht in integrativere Richtung. Mein Vorschlag war daher folgender: Eher **inklusives Vokabular** zu verwenden, um die Möglichkeit und das Potenzial, das Lowenhaupt Tsing anspricht, auch wahrzunehmen. Chris merkte an, dass sie gerne so umstandslos wäre, aber nicht daran glaube, dass es kampflos ablaufen könne, wobei sie die Art des Kampfes nicht näher benannte. Ich stimmte Chris zu definierte meinen Vorschlag näher, indem ich erläuterte, dass es für mich darum ginge, eine Distanz zum „Kampf“ zu bekommen, um einen Mittelweg zu finden. Dieses Bedürfnis wurde in mir ausgelöst durch die gefühlte Explosion der Anzahl von Verschwörungstheorie-AnhängerInnen in letzter Zeit. Der „Kampf“ werde immer weiter außerhalb des Virus und der Pandemie gelagert:

“Ich glaube, dass es wichtig sein kann, überhaupt mal die Türe aufzumachen, denn im Moment habe ich das Gefühl, dass nur die Tür zum Kampf offen ist und wir in diesem Raum stehen und uns im restlichen Haus noch gar nicht umgesehen haben.”

Lisa sprach ein Interview mit Povinelli an, wo diese thematisiert, dass es zu einer zu starken Berührung käme, durch das Vordringen in einen (Lebens-)Raum. Sie fand den Begriff der **Taktik des Virus der Unsichtbarkeit** spannend und stellte die Frage, was überhaupt eine Taktik der Unsichtbarkeit sei:

„Was ist eine Taktik der Berührung oder der Sichtbarkeit oder der `Unberührung´ im Kontext des Virus und der Räume, die sich wieder ausbreiten müssen, um unberührt berührt oder unsichtbar und sichtbar zu werden?“

Stefan fand hier „Berührung“ eine schöne Begrifflichkeit - weil im Lateinischen Contiguo – Kontingenz bedeutet, das in der Philosophie für Zufall steht. Lebensformen, die Viren tragen, sind dazu gezwungen durch Bewirtschaftungsentwicklungen verstärkten Kontakt mit Menschen – also Berührungspunkte – zu suchen.

Tag 2

Im Zentrum des zweiten Tages stand der intensive Austausch der TeilnehmerInnen unter dem Eindruck des Inputs und der Diskussionen des ersten Tages.

Vorspann Part III: Die Frage nach dem Beginn

Stefan vernetzte zum Einstieg des zweiten Tages des *Disturbed by Corona* Labs die Störungskette aus dem bereits am ersten Tag behandelten Film *Contagion* mit folgender persönlichen Anekdote: Stefan saß in einem Lokal in Malaga, das ihm als Büroersatz dient. Gegen Mitternacht wurde er von einem Mann angesprochen, der zunächst nach Zigarettenpapier, dann nach einer Zigarette fragte. Dabei immer näher an Stefans Gesicht gerückt sei, die Maske leise heruntergezogen. Als der Unbekannte sich plötzlich wieder entfernte, bemerkte Stefan, dass der Mann das Geld am Tisch, womit er bezahlen wollte, mitgenommen hatte. Stefan erinnerte sich an den Beginn seiner kurzen Unterhaltung mit dem Unbekannten, der sagte: „Es beginnt“.

Stefan berichtete des Weiteren von einer WHO-Studie über die Auswirkungen des Lockdowns auf die geistige Gesundheit. Der Artikel zu der Studie begann mit einem Zitat von Antonio Buterresch, der sinngemäß sagte, dass dies erst der Anfang sei. Wir haben also einen Pool von Auswirkungen auf die geistige Gesundheit, auf die Gesellschaft, auf die Ökonomie, wodurch es zu einem Anstieg von

Phänomenen wie Trickdiebstählen kommen kann. Hier verknüpfte Stefan nun die Aussagen, es handle sich um einen Anfang oder Beginn, mit der Schlussequenz von *Contagion*. Stefan verwies dabei darauf, dass es sich eben nicht um den Anfang handele, sondern um einen vorläufigen Endpunkt eines Prozesses, an dem so etwas wie eine Erkennbarkeit entsteht. Das ist ein Rahmen einer bestimmten Zeitlichkeit, die er vorschlug, um über Affekt, oder darüber, wie uns eine Situation wie die gegenwärtige affiziert zu sprechen. Einen weiteren Fokus legte Stefan darauf, wie das Verhältnis zwischen jenen Affekten und Affiziertheiten, die sichtbar sind und jenen, die es nicht sind oder die dahinter liegen und sich dann in Sichtbarkeiten kristallisieren, zu denken sei. Damit kam er zu Brian Massumi und letzten Lektüre in diesem Lab.

Einstieg III: Besprechung und Überlegungen zu Brian Massumis *The Autonomy of Affect*

Der Ausschnitt, den wir betrachteten, stammt aus einem frühen Text von Massumi, der 1995 erschienen ist. Interessant daran war, dass es in dem Text um eine Zeit vor Social Media und Internet geht, zentrale Beispiele also um das Medium Fernsehen kreisten. Auf politischer Ebene ist dem Text eine Analyse zu Ronald Reagan als “the great communicator“ zu entnehmen. Einen Transfer in das Jahr 2020, mit

Social Media auf medialer und Donald Trump auf politischer Ebene hob Stefan als besonders interessant hervor. Die Einleitung von Massumi Monografie, in die diese Schrift von ihm aufgenommen wurde, beginnt folgendermaßen:

“When I think of my body and ask what it does to earn that name two things stand out: it moves, it feels. In fact it does both at the same time. It moves as it feels and it feels itself moving” (Massumi, 2002: 1).

„Wenn ich an meinen Körper denke und mich frage, was er tut, um diesen Namen zu verdienen, fallen zwei Dinge auf: Er bewegt sich, er fühlt. Tatsächlich tut er beides gleichzeitig. Er bewegt sich so, wie er fühlt, und er fühlt sich selbst in Bewegung.“

Die **Frage von Bewegung und Sinnlichkeit** ist für Massumi d zentral. *The doing*, das nicht unweigerlich ein bewusstes oder willentliches Handeln sein muss, verknüpft sich unmittelbar mit einem Fühlen, mit einer Sinnlichkeit. **Dadurch unterläuft Massumi zwei weit verbreitete binäre Unterscheidungen: Zum einen jene zwischen Aktivität und Passivität, zum anderen jene zwischen Körper und Seele.**

Unser Diskurs führt weiter zum klassischen **Pfeil-Paradoxon von Zenon**, aus dem hervorgeht, dass der fliegende Pfeil ruht. Es ist demnach unmöglich, eine Bewegung, wie die eines fliegenden Pfeils, zu denken, weil er auf seiner Flugbahn jeweils in einer bestimmten Position ruht

und der Übergang zwischen den Positionen nicht erklärbar ist. Die Flugbahn ist also eine Zusammensetzung von Ruhepunkten. Stefan brachte auch **Henri Bergson** ein, der dieses Paradoxon um die Jahrhundertwende wie folgt umformulierte: Die Ruheposition des Pfeils wird erst am Endpunkt seines Fluges erreicht. Erst aus dieser Position heraus kann eine Darstellung der Flugbahn als aus einzelnen Punkten zusammengesetzt betrachtet werden. Die abgeschlossene Bewegung ist also die Voraussetzung, um sich retrospektiv erklären zu können, welche Punkte und welche Positionen der Pfeil durchmessen hat.

Massumi erweitert dieses Argument in unserer Lektüre auf die Frage von Affektivität und Affekt. Dies erscheint sinnvoll, da Massumi Affektivität und Bewegung zusammen denkt. Bergson beschreibt den Pfeil in seiner Bewegung nicht als ein Objekt, das jeweils an einem bestimmten Punkt ist, sondern als dynamische Einheit. Dabei handelt es sich um eine Differenzierung, die Massumi in seiner Unterscheidung von Emotion und Affekt aufgreift. Diese Unterscheidung vollzieht sich bei ihm darin, dass zwar Emotion mit Affekt in Verbindung steht, aber erst von einer Emotion gesprochen werden kann, wenn eine Erkennung oder Wiedererkennung, eine Erklärung oder auch eine Bedeutung vorhanden ist.

“An emotion is a subjective content, the socio-linguistic fixing of the quality of an experience which is from that point onward defined as

personal. Emotion is qualified intensity, the conventional, consensual point of insertion of intensity into semantically and semiotically formed progressions, into narrativizable actionreaction circuits, into function and meaning. It is intensity owned and recognized" (Massumi, 1995: 88).

„Eine Emotion ist ein subjektiver Inhalt, die sozio-linguistische Fixierung der Qualität einer Erfahrung, die von da an als persönlich definiert wird. Emotion ist qualifizierte Intensität, der konventionelle, konsensuale Einfügungspunkt von Intensität in semantisch und semiotisch geformte Verläufe, in narrativierbare Aktions-Reaktions-Schaltungen, in Funktion und Bedeutung. Sie ist besessene und anerkannte Intensität."

Repräsentierbar ist also jeweils der Endpunkt, von dem aus konstruiert wird, was der Prozess war, der zu diesem Punkt geführt hat. Der Prozess selbst kann jedoch nicht benannt werden und ist nicht erzählbar, wie auch Massumi sagt.

"The problem is that there is no cultural-theoretical vocabulary specific to affect. Our entire vocabulary has derived from theories of signification" (Massumi, 1995: 88).

„Das Problem ist, dass es kein kulturtheoretisches Vokabular speziell für den Affekt gibt. Unser gesamtes Vokabular stammt aus Theorien der Signifikation."

In diesem Kontext stellte Stefan die **Frage nach der Digitalisierung**, der Umstellung von körperlichen, sozialen Begegnungsformen auf mediatisierte Onlineformate und all die Implikationen, die damit einhergehen. Er brachte den Vorschlag ein, diese Spannung zwischen dem, was an persönlicher Erfahrung benennbar ist, weil es identifizierbar ist und den Prozessen, die nicht so leicht benennbar sind, in den nachfolgenden Austausch zu inkludieren. Dabei verwies Stefan aber auch darauf, dass diese Endpunkte, die als Abschluss eines solchen Prozesses stehen nicht zwingend repräsentieren oder darüber hinwegtäuschen, mit welchen Prozessen wir es tatsächlich zu tun haben. **Wenn wir also feststellen, dass irgendetwas beginnt oder begonnen hat, sich als Effekt zu dokumentieren, ist die Frage r dem gesamten Gemenge und dem Prozess, der sich dann in sogenannten Anfängen herauskristallisiert interessant.** Dabei bleibt zu beachten, dass die Anfänge in Wahrheit schon lange vor jenem Punkt verortet werden können, den wir als Beginn erkennen.

Offene Gesprächsrunde - Collage der Gedanken Part III

Lisa ging auf das Pfeil-Paradoxon ein und empfand die Beschreibung des Prozesses, der passiert anders als die Flugbahn des Pfeils. Denn der **Prozess, der von einem Nichterkennbaren zum Erkennbaren führt, ist für sie keine Flugbahn, keine lineare Bewegung.** Ein Prozess des

Erkennens formiert sich ihrer Meinung nach aus einer Nichtwahrnehmung des Chaos, das sich im Prozess lichtet und führt so zu etwas wie Vorerkennungen. Dieses Gefühl beschrieb sie mit: „Da ist etwas, aber ich kann auch nicht genau sagen, was.“ Da tun sich Atmosphären auf, wo es noch nicht erzählbar, aber fühlbar ist; **der Prozess ist tastbar**. Das Bild des Pfeils deckte sich nicht mit dem von Lisa, wenn sie an einen solchen Prozess denkt. Auch im Prozess gibt es Vorerkennungsstufen: „Wo beginnt der Rückblick? Wann ist dieser Endpunkt?“ Stefan erklärte in diesem Zusammenhang, dass der Begriff des Pfeils die Probleme von bestimmten Denkmodellen aufzeigen und das Verhältnis zwischen Affekt und Defekt in den Blick nehmen sollte. Das Ankommen an einem bestimmten Endpunkt ist die Priorität. Endpunkt ist hier schon klar: **dass „Ich“ das bin**. Der Pfeil steht auch für eine Misrepräsentation, ist aber zudem interessant, da viele Erklärungsmodelle so funktionieren. Der Ausgangspunkt sei folgender: Affekt, der sichtbar geworden ist. Aber der eigentliche Prozess, der nicht nur darin besteht, dort hinzuführen, wird marginalisiert und die Aufmerksamkeit auf bestimmte Effekte führt zur Exklusion anderer Effekte oder auch des Prozesses selbst.

Lisa fragte sich außerdem: Was zählt als erzählbar? Es braucht im künstlerischen Sinne eine Expansion der Form und der Zutaten, die etwas als erkennbar oder als erzählbar anerkennen.

Zum Endpunkt des `dass „Ich“ das bin´ teilte mit uns, dass *bei sich zu sein*, bei ihr zu Semischweißausbrüchen führe, denn die meiste Zeit der Pandemie sei sie überhaupt nicht bei sich. Die Frage, welchen Einfluss dies auf ihre Subjekthaftigkeit habe kam auf. Und als letzten Input hier:

„Wir brauchen unbedingt andere Framings der Zusammengehörigkeit. Jenseits der Performance, jenseits der Vorstellung, jenseits der Wissenschaft.“

Als **Magda** anmerkte, dass sie keine Tendenzen der Institutionen sehen könne, wirklich helfen zu wollen, warf Lisa ein, dass es nicht nur um die Institutionen ginge: “It is about us.”

Felix hatte ganz am Anfang des heutigen Tages erzählt, dass ihn Sitzen vor dem Computer gestern irritierte und in seiner Kommunikationsfähigkeit eingeschränkt hatte. Deshalb wollte er ausprobieren, den Bildschirm und damit die Kamera heute von sich wegzudrehen, um mehr bei sich bleiben zu können. Es stellte sich heraus, dass er im Laufe des Tages trotz, oder viel mehr wegen seiner Unsichtbarkeit präsenter war als gestern.

Zunächst berichtete Felix von seiner Situation im Frühjahr: Er war in Berlin und bereitet die Premiere eines Stückes, in dem er eine Choreografie der Unvorhersehbarkeit mit einer Katze performen wollte, vor. Er erkrankte jedoch kurz vor der Premiere. Bis heute ist nicht klar, ob es sich bei der Krankheit um Covid 19 gehandelt hatte,

aber Felix selbst ist davon überzeugt. Trotz der Erkrankung konnte Felix das Stück realisieren und erlebte den freien Raum, in den er mit der Katze eingetreten ist, als heilenden Moment.

Am Anfang hatte Felix sich als Performer die Indikation gegeben, die Katze nicht zu berühren, sie nicht zu locken. Er sagt, er habe nur einen Raum kreierte, in dem die Katze mit ihm sein konnte, auf ihn reagierend oder nicht. Die aktuelle Situation des Ausbruchs der Coronapandemie fügte dem Setting eine neue Bedeutsamkeit hinzu, da ja die Verbindung zwischen Covid und unserem Eindringen in tierische Lebensräume offenkundig ist. Er war im Nachhinein beeindruckt, wie zeitgemäß die Performance war.

Felix war in diesem Fall um im Bild zu bleiben der fliegende Pfeil und vier Tage später war der Endpunkt des Prozesses, denn der erste Lockdown in Deutschland verhinderte Treffen zwischen Menschen, Treffen mit Tieren jedoch blieben möglich.

Die Arbeit mit den Nichtmenschen hatte sich in Felix Arbeit für Lisa noch einmal in etwas besonders Aktuelles transformiert. Lisa selbst hatte sechs Wochen vor dem ersten Lockdown begonnen, mit Berührung zu arbeiten und schlug einen Bogen von dem Zusammenhang der Berührung von Nichtmenschen aus Felix Arbeit zu Ingrid in der Geister-Pflanzenwelt.

Felix beschrieb in Zusammenhang mit Emotionen, die durch Covid 19 und die damit einhergehenden Folgen ausgelöst wurden, seine Enttäuschung als eine Motivation für sich und seinen Kollegen Diego, ihr Projekt trotz Lockdowns durchzuführen. Er berichtete von seiner Wahrnehmung, dass viele junge Künstler ohne Unterstützung in Berlin waren und auch, dass die Institutionen wie paralysiert waren. Er wollte etwas finden, womit immer noch kreierte werden konnte, da für ihn schon bald klar war, dass die Situation für die nächsten ein bis zwei Jahre nicht besser werden würde. Die Gruppe von zehn Leuten, mit der er zusammenarbeitete, faszinierte ihn darin, wie kreativ die Mitglieder mit Möglichkeiten und Vorschlägen einstiegen. Noch mehr war es für ihn aber ein Moment, in Kontakt zu kommen, ohne Abstandsregelungen zu brechen. Es liege an uns, wie wir uns bewegen lassen in dieser Zeit und in der Situation. Für Felix lag die teilweise Lösung bereits darin, bei sich zu sein und die Fragen „Wie geht’s weiter? Wie machen wir weiter?“ zuzulassen.

Darüber hinaus erläuterte er, dass er eine große Chance darin sieht, von unserer Verantwortung mit dem Virus zu lernen. Zu merken, dass wir ganz konkret Einfluss auf das Leben und auf den Tod und die Entwicklung der Welt nehmen können. Er findet, dass da immer noch eine Hoffnung bestünde:

„Hoffnung, das Virale zu verstehen und daraus vielleicht auch für die Kunst zu lernen ist da. Wie können Gedanken und

Bewusstseinsweiterungen für die Menschheit viral passieren? Ich glaube, da sind wir schon an einer Schwelle, die uns das erlaubt, eine Chance zu sehen, dass da auch eine Bewusstseinsweiterung passieren kann durch so ein Virus.“

Felix berief sich hier auf die anfängliche Aussage, dass es das erste Mal seit Langem sei, dass die ganze Welt mit einem Thema beschäftigt ist. Darin liegt auch das Potenzial, zu verstehen, dass wir ein Gefüge und eine Welt sind und schlussendlich eine **Verantwortung für das Ganze** haben. Ingrid sah es ähnlich wie Felix, aber unter der Kondition, dass wir uns nicht ablenken lassen und verwies dabei auf das politische Nutzen in Belgien, wo die Krise aktuell zur Spaltung der Gesellschaft ausgenutzt werde. Auch Magda stimmte Felix in dem Punkt, dass uns nicht aus der Verantwortung rausnehmen können, zu. Felix folgerte:

„Und somit kommen wir in ein Vakuum, das uns mit der Frage konfrontiert: Wer steht denn hinter uns? Sind wir gebraucht? Können wir Impulse setzen, die auch ankommen und die Gedanken anregen und das auch ohne die Hilfe der Institutionen, weil es diesen momentan schwer gemacht wird, handlungsfähig zu bleiben.“

Am Ende des zweiten Tages teilte Felix noch eine persönliche Aufzeichnung von 2006, als er das Tanzen angefangen hatte, mit uns. Er hat dabei eine Impuls- und Kausalkette zu seiner „Befreiung der Menschheit“ erklärt, als Kettenreaktion, die von der Gesellschaft

ausgehend auf den einzelnen Menschen übergeht und dann auf die - danach gefasste - Gesellschaft zurückgeführt wird. Er las außerdem einen Text aus dieser Zeit vor, den er auf 2021 transferierte und der zum inhaltlichen Schlusswort wurde. Die kleine Sauna, die er sich während des ersten Lockdowns in seine Wohnung gebaut hatte, ist inzwischen für ihn zu einem Symbol dafür geworden, in seinem Bewegungsraum handlungsfähig zu bleiben. Nicht nur für sich, auch für die anderen, denn er erzählte, dass er auch Freunde einlädt.

„Ich glaube, das ist momentan von fundamentaler Bedeutung: In Kontakt zu bleiben mit sich und den anderen.“

Magda warf ein, dass das, was sie in dieser Zeit am meisten empfunden hatte, eine Störung als **Störung des Dazwischens** gewesen war. Sie hatte kurz vor dem Lockdown auf Malta noch einen Vortrag zu somatic bodies and touch gehalten. Ihrem Empfinden nach sei der Pfeil nur ein Objekt, das keine Seele, kein Eigenleben hat. Sie sagte:

„Was wir machen können, ist dieses Dazwischen zu steuern.“

An Felix gerichtet griff sie auf, dass er seine Wahrnehmung die ganze Zeit unter Beobachtung hat, und das auch sehr anstrengend sein kann. „Für mich war das größte Problem in dieser Zeit mein Here and Now zu finden, ohne zu projizieren.“ Sie erklärte uns, dass sie im Menschen das **Potenzial** sieht, **den Weg von A nach B zu reorganisieren**, und zu

rekonstruieren. Das ist es, was sie als Tänzerin und Choreografin macht. Der Pfeil hingegen ist sehr direkt in seinem Weg.

Nach ihrer Konferenz kam Magda sofort in den Lockdown und hat angefangen, sich so zu fühlen, als wäre ihr kompletter Arbeits- und Forschungsprozess auf ungütig geschaltet. Das „Dazwischen“ werde ausgehebelt durch den Versuch, das „Dazwischen“ zu übertragen in Grafik, Notation, Wörter, etc.

Es entspann sich eine Diskussion über das System der Kommunikationstechnologien als das Unsichtbare, wie wir es gestern thematisiert hatten. **Magda** verknüpfte Magda es mit dem Virus und **Chris** wandte ein, es nicht für unsichtbar zu halten, da es zu materiell sei und viele Mittel zur Verfügung stünden, dieses Kommunikationsmodell in die Sichtbarkeit zu bringen. Magda stellte dem gegenüber, dass ein Endprodukt sichtbar ist, die Macht dahinter aber ungreifbar bleibe, worin ihr **Lisa** zustimmte, und als Beispiel in Erinnerung rief, dass für uns alle unsichtbar sei, was etwa mit unseren Daten dieses Gesprächs passieren würde. Sie fragte sich:

“Where is this cultural revolution? Why is nobody doing anything? Like what the fuck, it cannot be. And I was very, very disappointed by that. So, it made me angry. This anger helped me to become very creative.”

„Wo ist diese kulturelle Revolution? Warum tut niemand etwas? Was soll's, das kann doch nicht sein. Und ich war sehr, sehr enttäuscht

davon. Also machte es mich wütend. Diese Wut half mir, sehr kreativ zu werden."

Schließlich hat Lisa begonnen, Corona Chronicles zu verfassen, in die sie viele Dinge geschrieben hat, war aber mit der Herausforderung konfrontiert, dass sie diesen Zorn nicht in der Art teilen konnte, wie sie es sonst getan hätte: Demonstrationen, kollektives Zusammenstehen etc. Sie war sich zur gleichen Zeit aber auch bewusst, wie privilegiert sie in dieser Situation war: Zeit dazu zu haben, zu denken, zu schreiben, zornig zu werden.

„Ich hatte auch das Gefühl, dass niemand produzieren wollte. Ich glaube, es war noch nie so schlimm wie in den letzten Jahren, dass wir in Produktionen gedrängt wurden. Ich glaube, diese Pandemie hat gezeigt, dass wir zumindest in Wien als Künstler nur anerkannt sind, wenn wir Scheiße produzieren. Wenn wir also produzieren, sind wir Künstler, wenn wir es nicht tun, wenn du ein Forscher warst, wenn du ein Tanzlehrer warst, wenn du dich in der Gemeinwesenarbeit engagiert hast - dann hieß es: 'Das ist keine Kunst'. Wir müssen neu überdenken, was Kunst ist in der Gesellschaft!

Lisa fragte sich: **Welche Art von Kunst können wir machen, die nicht sichtbar ist?** Für Magda wurde vieles sichtbar, was überdacht und reorganisiert werden muss. Für sie ist es kaum zu ertragen, sich jetzt anzusehen, wie Institutionen zurück zu „normal“ gehen, woraufhin Lisa erwiderte, dass die Institutionen nicht einmal zurück zum Normalen

gehen können, sondern sich dem Normalen unter Coronabedingungen annähern. Für Lisa stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage, wie analoge Räume unter diesen Umständen im Hinblick auf Berührungen und Performance geteilt werden können.

Stefan verwies in Übereinstimmung mit Magda darauf, nicht von vornherein davon auszugehen, dass der Zielpunkt von affektiven Prozessen oder Bewegungen überhaupt jemals ein benennbarer werden würde. Viel **wichtiger sollte der Übergang auf einer affektiven Ebene selbst sein**. Dies sei auch in diversen Therapieformen extrem wichtig. Er gab des Weiteren zu bedenken, dass er glaubt, eine der dominanten Kräfte derzeit habe etwas mit dem Diktat von Kommunikation zu tun und einem Kommunikationsmodell, das in dem davon ausgeht, dass Nachrichten so schnell wie möglich ankommen müssen. Er meint, dass Kommunikation und Kommunikationstechnologien etwas ganz anderes sind als ein Gespräch, woraufhin Lisa hinterfragte, ob wir alle hier somit nicht wirklich ein Gespräch führten. Stefan ergänzte, dass **jedes Gespräch, das wir zu führen versuchen, überformt ist von einem Kommunikationsmodell, das nicht auf ein Gespräch ausgelegt ist**.

Ihm ist darüber hinaus aufgefallen, dass die Bezeichnung „wir“ in den Gesprächen oft gefallen ist. Der Begriff eines „Wir“ sei aber problematisch, da er generalisierend verwendet wird und die Relevanz der Perspektivierung dabei vernachlässigt wird.

„In der ganzen Diskussion sollte nicht vergessen werden, dass wir es immer mit Interessen und immer mit Interessenskonflikten zu tun haben, und dass vieles von dem, worüber wir reden schlicht und einfach auch Herrschaftsinstrumente sind. Sowohl innerhalb von Gesellschaften als auch zwischen Gesellschaften im Zusammenhang mit globalpolitischen Machtverhältnissen; und auch zwischen den Spezies, genau wie zwischen Leben und Nichtleben.“

Ingrid erzählte davon, dass sie immer noch im Prozess ist, zu verstehen, wie ihre Arbeit in dieser Zeit an Relevanz gewonnen hat. Den Grund, weshalb sie mit Pflanzen arbeite, beschrieb sie folgendermaßen: Es könne nur ein Co-Working sein, ein Nebeneinanderarbeiten, um zu verstehen, dass jeder seine Arbeit macht. Irgendwie berühren beeinflussen sich Pflanzen und Künstlerin. Eine Praxis der Observation ist daraus entstanden und auch eine Versuchung, die Distanz und the Otherness. Es geht darum, in diesem „Dazwischen“ - auf Magda bezogen - zu leben. **Dieser Aspekt ist jener, den sie gespenstisch nennen würde: sich in der Distanz zu finden.** Sie bemerkte, dass es für viele Leute schwierig ist, sich verbunden zu fühlen, wenn man sich nicht anfassen darf.

„Wie können wir sicher sein, dass wir einander in der Distanz immer noch begegnen können?“

Dabei kennt Ingrid dies aus ihrer Arbeit, in der sie bewusst diese Art Abstand mit den Pflanzen wahrt.

„In dieser Unmöglichkeit, diesem Unheimlichen und dem Unsicheren der Relation erkennt man den Abstand, aber von einer Position aus, in der man sich auch darum kümmern will.“

In der „Zoomwelt“ sind die Körper abwesend; und das zu kompensieren ist für Ingrid sehr wichtig. In der künstlerischen Praxis versteht sie mehr und mehr, dass ihr Projekt ein spirituelles Projekt ist. Mit Vorsicht und Unsicherheit umgehen zu können; warten zu können auf einer anderen Ebene. Das Hören zu verstärken und damit beschäftigt zu sein und nicht alles gleich anzufassen oder es zu lösen versuchen. Hier fragte Lisa nach, ob das hieße, dass Ingrid die Pflanzen nicht unbedingt anfassen muss, um mit ihnen zu arbeiten. Ingrid erklärte daraufhin, dass Pflanzen dies nicht merken. Ihre Arbeit selbst sei nicht so sehr mit Pflanzen, sie inszeniert keine Pflanzen. In ihrer weiteren Ausführung beschrieb Ingrid, dass sie Pflanzen ein Jahr lang observiert hatte. Aus diesen Beobachtungen haben sich Prinzipien destilliert.

Das Ganze entstand vor dem Hintergrund, dass Ingrid auch Umweltaktivistin ist und beobachtet hat, dass die Aktionen auf der Bühne Reproduktionen waren. Als Koordinatorin einer großen Umweltorganisation hatte sie das Gefühl, die Freiwilligen auszubrennen. Das ursprüngliche Setup der Forschung war „Wie können wir uns zu einer regenerativen Kultur bewegen? Wer

kann uns den Weg zeigen?“ Sie sieht **Pflanzen als interessante Lehrer**, denn sie generieren viele Ressourcen und leben einen radikal anderen Weg, die Welt zu bewohnen. Wie können diese Prinzipien in das tägliche künstlerische Leben, in künstlerische und administrative Prozesse transferiert werden? Sie kann noch nicht absehen, inwiefern die Pandemie die Arbeit beeinflusst, aber es wird auf jeden Fall mit einer Änderung einhergehen - im Moment in Richtung Geister. Die Pflanze als Geist, eine Entität, die Lücken aufzeigen kann, Geister aufzeigen kann etc. Eine weitere Rückfrage zu Ingrids Arbeit kam von Chris dahingehend, mit welchen Pflanzen und in welchen Settings Ingrid arbeitet. Daraufhin erzählte Ingrid, dass sie mit Topfpflanzen un exotischen Spezies arbeitet. Dabei ist es ihre bewusste Entscheidung, in Distanz zu den Risiken der Romantisierung zu gehen. **In der exotischen Topfpflanze sieht sie eine perfekte Allegorie für die Perversion der westlichen Kultur und kolonialen Prozessen, wenn sie aus ihrer natürlichen Umgebung genommen und isoliert wurden, um sie als ästhetische Objekte zu nutzen.** Zu ihrer Arbeit sagte sie weiter:

“The work is not about chilling with plants. The work is about being haunted by plants and allowing the haunting into our life. And then how do we move from there? From a world that is deeply, deeply haunted.”

„In der Arbeit geht es nicht darum, es mit Pflanzen gemütlich zu haben. Es geht darum, von Pflanzen heimgesucht zu werden und das Heimgesuchte in unserem Leben zuzulassen. Wie bewegen wir uns von dort aus? Von einer Welt, die zutiefst, zutiefst heimgesucht ist.“

Im Zusammenhang mit Christians Ausführungen zur Theorie von höher entwickelten Gesellschaften, die auf Krisen unsicherer reagieren als andere, empfand **Chris** es als sehr problematisch, von höher entwickelten Gesellschaften zu sprechen. Sie sprach das Stichwort des Leidens an:

„Da sind all diese Verluste. All diese toten Menschen, die einfach gestorben sind. Und dann - selbst wenn es jetzt wahnsinnig pathetisch klingt - dann ist das so. Und dann ist das eine Erfahrung, die nicht einfach rauszukürzen ist oder einfach so ins Ökonomische oder Politische zu übersetzen ist.“

Chris glaubt, dass das ein guter alter Trick von einer bestimmten alten Herrschaftsform ist und, dass die Geister - all diese, die rausgekürzt werden - dann noch in einer Rede von irgendwelchen Systemänderungen vorkommen würden. Sie war außerdem fasziniert von Ingrids Thematisierung der Frage „Was ist es eigentlich, das schmerzt? Welche Formen von Distanz und nicht mehr zusammenkommen tun denn weh?“ **Sie sieht es als eine Aufgabe von**

Kunst, Orte zu kreieren, in denen wir die Ängste teilen können, ohne darin zu versinken.

Christian warf die Frage ein, ob in unserem Austausch nicht zweierlei Sachen vermischt werden würden. Einerseits die Unzufriedenheit über die Folgen durch Corona und andererseits die Unzufriedenheit über die Normalität, zu der wir zurückkehren würden. Corona sei sehr ermüdend, aber auch sehr absehbar und **die Frage, was danach passieren würde drehe sich ja auch darum, ob wir überhaupt wieder zu dem davor zurückkehren wollen.** Die diskutierten Fragen empfand er als grundsätzliche Fragen, die mit Corona nichts zu tun haben:

„Existenzielle und grundlegende Fragen, die nicht zu verwechseln sind mit der Frage, wie wir mit den Corona-Maßnahmen umgehen und ob wir einen Festivalbetrieb aufrechterhalten können.“

Christian erinnerte sich auch an ein Interview mit dem Soziologen Armin Nassehi, der davon gesprochen hatte, dass höher entwickelte Gesellschaften auf Krisen in der Tendenz angespannter und unsicherer reagieren als Gesellschaften, die ohnehin prekär sind. Er knüpfte auch inhaltlich an gestern an, wo schon von Improvisation von Gesellschaften außerhalb der westlichen Welt gesprochen worden war. Der Soziologe meinte, dass es ein Aspekt von höher entwickelten Gesellschaften sei, verlernt zu haben, mit Krisen und Konflikten der Notwendigkeit umzugehen. Er glaubt, dass eher ökonomische,

bildungspolitische Folgen, sowie Folgen für den Arbeitsmarkt und den Kulturbereich von Corona präsent bleiben würden, als die Krankheit selbst und zog hier den Vergleich mit der Spanischen Grippe und der Zwischenkriegszeit. Seine Erwartungshaltung war, dass wir die Pandemie überstehen würden und dann zurückgeworfen werden auf das Davor und die große Frage „Was machen wir jetzt?“.

“Ich bin fest davon überzeugt, dass es eine Zeit nach Corona geben wird und dass die gar nicht so viel anders sein wird, wie die davor. Wir übertreiben ein bisschen, wenn wir glauben, dass diese Veränderungen nachhaltig sind. Ich glaube, wir werden genau wieder dort ankommen, wo wir waren und genau darin besteht das Problem. Dass wir eben keine Stunde null haben.”

Ingrid stimmte Christian zu, allerdings mit der Ergänzung, dass sich gleichzeitig in diesem Moment irgendetwas geändert hatte:

„Durch die Isolation verlieren wir den Begriff für das Zusammensein und darin sehe ich eine Vergrößerung der Probleme. Armut ist bereits größer geworden, genauso wie die Schere zwischen Reich und Arm. Gleichzeitig werden wir ein Jahr gehabt haben, wo einige Tools, wie ein Protest, zusammenkommen, überlegen, nahe sein, etc. weggenommen sein werden. Wir werden wieder ankommen wo wir waren, aber es wird schlimmer sein. Mit weniger Tools, wenn wir nicht aufmerksam sind. Was politisch passiert und installiert wird, bleibt. Die Frage ist, wie wird es politisch genutzt werden?“

Sie betonte, dass wir diesbezüglich sehr aufmerksam sein sollten. Corona mache es wieder schwieriger, einander zu vertrauen, wobei es schon davor schwierig gewesen sei.

Später berichtete **Christian** davon, dass er sich während eines Gesprächs gestern an eine Lektüre während des ersten Lockdowns erinnert hatte: Ingeborg Bachmanns *Malina*, wobei für ihn das Raumsetting spannend war. In dem Buch geht es unter anderem um Städte als Einrichtungen, die ursprünglich eine Schutzfunktion vor Wildnis, Feinden und Umweltkatastrophen innehatten. Die Protagonistin empfindet die Stadt jedoch nicht mehr als Schutz, sondern stellt sie als einen neuen Aggressor dar und zieht sich deshalb in die eigene Wohnung zurück. Auf Chris' Nachfrage, ob Kombination von Lektüre und Lockdown etwas verändert hatte erklärte er, dass der Lockdown die eigenen vier Wände bedrohlich gemacht habe.

Marlies erzählte, dass in ihrer konkreten Situation Corona keine Auswirkungen auf sie habe. Sie befindet sich im Home-Office, hatte keine finanziellen Einbußen und darüber hinaus mehr Qualitätszeit mit der Familie. Marlies und ihre Familie haben davon profitiert und sie empfand Corona als ein Geschenk, auch durch die viele Zeit, die sie dadurch mit den Kindern verbringen konnte. Sie hat in Performance Art Institutions gearbeitet und war schon in der Vergangenheit immer wieder frustriert von gewissen Bedingungen, die in der Szene

vorherrschten. Deshalb hat sie sich dazu entschlossen, nicht mehr in diesem Feld zu arbeiten.

„Diese Disturbance ist jetzt der Moment, wo jeder in der Kunstszene sagt: ok, das ist die Chance zu sagen ‚so geht’s nicht weiter!‘ Wie können wir das ab sofort anders machen? Welche Initiativen können wir setzen?“

Die Befürchtung ist, dass auf alte Strategien zurückgegriffen werden wird, ein Anzeichen dafür sei das schnelle Umstellen auf Onlinestreamings für Quote, Statistik und Produktion.

“Ich bin auf der einen Seite enttäuscht und auf der anderen Seite bestätigt, dass es immer so weitergehen wird.“

Sie glaubt, dass es dieses Kollektiv von Kunstschaffenden, wie gemeinsam an etwas arbeiten nicht gibt. Im Gegenteil:

“Ich habe den Eindruck, dass es jetzt wieder vermehrt um das Eigene geht. Um das eigene Überleben. [...] Und ich weiß nicht, warum Institutionen und die Politik nicht die Chance nutzen zu sagen: ok, jetzt ist dieser Moment, wo man nicht so viel zeigen kann. Wir reflektieren und entwickeln gemeinsam Strategien, wie das danach langfristig aussehen kann.“

Abspann

Wir nehmen Chaos wahr, wir befinden uns im Flug, ohne einen Endpunkt erreicht zu haben oder ihn überhaupt zu sehen, wodurch wir

auch keine Flugbahn bestimmen können. Eines Tages werden wir aber hoffentlich den Endpunkt erreicht haben und dann können bestimmt noch Ergänzungen eingebracht werden. Am Endpunkt, wenn wir erinnernd darauf zurückschauen können, was uns im Erleben gebeutelt, beschäftigt, bewegt und geprägt hat. Ich glaube nicht, dass wir diese Zeit einfach zurücklassen werden. Ich glaube, dass wir das Erleben in die Erinnerung transformieren und beide Aspekte ein Teil von uns allen werden – sowohl als Kollektiv als auch jede konkrete Existenz für sich.

Miriam

Mindmap mit wichtigen Schlagworten des Diskurses der disturbed |
Corona-Werkstatt:

<https://miro.com/welcomeonboard/fp8viEgwfttRujMUstY9lvmDSYpK65zWP4fm3cAKK2gc6OMRB3elpc3SaWnocR5>